

In der Welt sein

Im Rahmen ihrer Ausstellung „(Un)durchdringlich“ auf dem Schiff Arte Noah des Kunstvereins Würzburg zeigt Claudia Maria Luenig eine Auswahl aktueller Zeichnungen und Plastiken, welche die mannigfaltigen Wechselbeziehungen zwischen dem Ich und der Welt, zwischen dem (weiblichen) Körper und dem Raum thematisieren. Inspiriert von der Phänomenologie Merleau-Pontys, dessen Erkenntnisstrategie auf eine vorurteilsfreie Erkundung der Wirklichkeit allein anhand der persönlichen, sinnlichen Wahrnehmung setzt, erforscht die Künstlerin jene Schnittstelle, an welchen Leib und Welt aufeinandertreffen und, über die sinnliche Erfahrung hinausgehend, interagiert. Es geht im buchstäblichen Sinn um die Haut, bzw. die verschiedenen Außenhüllen des Menschen wie Epidermis, Kleidung und Behausung, die als biologisches und kulturelles Grenzorgan des Leibes und damit als Ort eines permanenten Austausches mit der Welt ins Bild gerückt werden.¹ Dieser Fokus ist bereits in ihren frühen, knapp nach der Jahrtausendwende entstandenen Arbeiten motivisch angelegt und bestimmt bis heute sowohl das gleichermaßen filigrane wie dynamische Lineament ihrer Zeichnungen, als auch die hybride Struktur ihrer textilen Plastiken, die allesamt um eine Leerstelle kreisen, den abwesenden Körper.

Im Zentrum der Installation auf der Arte Noah steht eine raumgreifende, frei in den Raum gehängte Zeichnung aus der Reihe „Ausgedünnt“ (2021), die wie ein leichtes Segel anmutet. Schon der leiseste Luftzug versetzt die hauchzarte Bahn aus Transparentpapier in Schwingung und lässt das feine Lineament im Raum tanzen. Die Zeichnung funktioniert als Membran, setzt Grenzen und ist doch durchlässig. Das entspricht dem Titel der Arbeit, die sich, ausgehend von den über die Gesamtlänge des Papierstreifens gestreckten Konturen eines Leibes, ausstrahlend in den Bildraum vortastet. Im Lauf von Wochen und Monaten arbeitete sich die Künstlerin auf dem 4 m langen Papierstreifen im wortwörtlichen Sinn voran, fügte in minutiöser Kleinarbeit Linie an Linie. Die repetitive Wiederholung erinnert nicht von ungefähr an historische Techniken der Druckgraphik und ihre dicht gewebten, abstrakt anmutenden Schraffuren. Auch Claudia Maria Luenig arbeitet mit Strichmustern und Liniengeflechten. Konzeptuelle Überlegungen spielen für ihre aus dem fortschreitenden Zeichnen erwachsende Arbeit allerdings eine untergeordnete Rolle, was der Bilderfindung, die spielerisch mit der Balance ihrer Elemente experimentiert, ungemeine Leichtigkeit verleiht. Vielmehr geht es um prinzipielle Fragen der Repräsentation und Sichtbarkeit, was wiederum auf Merleau-Ponty verweist, in dessen Philosophie auch dem Begriff des Unsichtbaren ein wesentlicher Stellenwert zukommt.

Den Akt des Zeichnens versteht die Künstlerin als Strategie der linearen Fortschreibung, deren Ergebnis als zusammengefasster, verdichteter Vorgang gelesen werden kann oder als strukturierter Raum. Nie geht es dabei um Abstraktion. „Dichte und Leere, Transparenz. Abwesenheit und Anwesenheit des Körpers. Wenn man sich sehr mit dem eigenen Körper beschäftigt und sich dann wegbewegt, bleibt ja etwas übrig, dann ist da eine Leere und man begibt sich in das nächste Dickicht. ... Ich wollte die Abwesenheit des Körpers vermessen. Die Urform orientiert sich an meinem eigenen Körper. ... Die Linien streben zur Seite und zur Mitte, es werden viele Linien nebeneinandergelegt, um zu sehen, was passiert, wenn sie einander berühren, wenn sie einander abstoßen. ... Durch die Abwesenheit des Körpers konstituiert sich eine Hülle, ... die dessen Form angenommen hat. Diese Abwesenheit ist eine Grundbedingung meines Arbeitens. Der innere Körper, die Leere bekommt eine Eigenform, eine Energie, die mich interessiert.“²

¹ Vgl. auch Friedensreich Hundertwasser, der schon in den 1960er-Jahren seine Theorie von den drei Hüllen des Menschen entwickelte – Epidermis, Bekleidung, Behausung – die er 1972 um zwei weitere Schichten – Identität, Umwelt – erweiterte. https://hundertwasser.com/angewandte-kunst/apa382_mens_five_skins_1975

² Claudia Maria Luenig in einem Videointerview vom 21. April 2021. Alle im folgenden besprochenen Werke siehe: <https://claudiamarialuenig.com>

Generell bezeichnet die Künstlerin ihre Zeichnungen als „Blueprint“, was mit Entwurf zu übersetzen ist. Doch der damit assoziierte Begriff der Skizze, oder der Studie greift zu kurz, sind doch die Blätter, bei all ihrer Offenheit zum Raum und zum Betrachter, in sich abgeschlossen. Sie stehen für sich selbst. Mit wenigen, informellen Strukturelementen, der Begegnung von Punkten, Linien und Farben werden Bewegung, Dichte und Fülle generiert. Für den objekthaften Charakter indessen zeichnet die bewusst eingesetzte Materialität des Zeichenmittels und des Papiers verantwortlich, deren Möglichkeiten lustvoll ausgespielt werden.

Die Befassung mit dem Körper definiert auch die textilen Plastiken, für deren Realisierung sich die Künstlerin weiblich konnotierter Techniken des Hausfließes bedient. Sie stickt und häkelt mit so ungewöhnlichen Materialien wie Draht, Kabeln oder Gummischnur. Nun ist jeder Faden primär ein textiles Medium. „Seine genuinen Eigenschaften sind Durchlässigkeit, Beweglichkeit, Anpassungsfähigkeit und Transparenz. Die Möglichkeit, mit ihm auf etwas anderes zu reagieren, macht ihn zu einem geeigneten Anschauungs- und Übungsfeld für dialogische Methoden und denkerische Prozesse. Feste Stoffe wie Metall, Holz, Stein usw. werden am bestehenden Material geformt. Das entspricht dem wissenschaftlichen Vorgehen der theoretischen Scheidung und Differenzierung eines Forschungsfeldes.“³ Das Textile hingegen entsteht aus einer Immaterialität: vom Punkt über die Linie zur Fläche, von der Faser zum Faden und über das Gewirk zum dreidimensionalen Objekt. Das entspricht dem künstlerischen Verlauf von der sinnlichen Wahrnehmung zum Ideenkonzept. „Der Faden als Medium markiert Verbindungen und Verbundenheit, aber auch den Bruch. Er kann eine ganze Welt zusammenhalten wie ein Gewebe oder Netz. Er kann sich zu Knoten verschlingen, (...) was schon in die Ambivalenz einführt und aufzeigt, dass der Faden sehr Unterschiedliches hervorzubringen vermag, je nach Gebrauch und Kontext.“⁴

In jedem Fall aber steht der Faden als Bild und Metapher für Verbindung, Verknüpfung, Gewebtes, Gewirktes, Gesticktes und Verstricktes und damit wiederum für die zweite Haut des Menschen. Diese rückt Claudia Maria Luenig bereits in ihrem Frühwerk anhand vertrauter Kleidungselemente ins Bild. Die Installation „Seelenverwandt“ (2007) kombinierte aufwändig mit Textzeilen bestickte Unterhemden ihres Vaters mit neutralem Neonlicht zum poetischen Erinnerungsstück. Für die Installation „Entangled“ (2009) häkelte die Künstlerin überdimensionale hosenförmige Plastiken aus Plastikschnüren, die wie eine Fadenzzeichnung im Raum verspannt werden und durch das ironische Zusammenspiel von Kunst und Modedesign mit dem sperrigen, technischen Material Erinnerungen an ganz persönliche körperliche Befindlichkeiten evozieren.

Mit den wenig später entstandenen Plastiken der Reihe „Manoeuvres“ (2012) beginnt die Formgebung vom unmittelbaren Bezug auf den individuellen, weiblichen Leib abzurücken. Zwar erinnern die schlauchartigen Gebilde mit ihren Ausbuchtungen und Einstülpungen noch entfernt an Kleidungsstücke, Umhüllungen, Kokons, Behausungen, doch sie beanspruchen ein plastisches Eigenleben. Bei den jüngst gestalteten Arbeiten geht die Künstlerin noch einen Schritt weiter. Die Formen sind indifferenter als zuvor, zudem scheinen sie unfertig, wie lose Fäden und kleine, herabhängende Schnurknäuel vermuten lassen. Eine indirekte Verbindung zum Körper schlägt nur mehr das gebrochene Rosa des Häkelfadens, der entfernt an die Farbe der Haut erinnert.

Die Verwendung industriell vorproduzierter Materialien ist seit dem Minimalismus in allen künstlerischen Gattungen üblich. Im vorliegenden Falle erscheint die Ikonographie des daraus gefertigten Gewirks indessen auf augenzwinkernde Weise vexierend. Spielt doch das Textile per se mit den Dichotomien von Dichte und Leere, Transparenz und

³ Paolo Bianchi, Das Selbst als (roter) Faden, Kunstforum international, Bd. 181, 2006, S 138 - 147

⁴ Marion Strunk zitiert in: Paolo Bianchi, Das Selbst als (roter) Faden, Kunstforum international, Bd. 181, 2006, S 138 - 147

Undurchdringlichkeit und sprengt damit das klassische Konzept der Repräsentation. Es ist ein Hybrid, welches die Grenzen der althergebrachten Objektgattungen sprengt. Es kann Material, Technik, Medium oder Metapher sein und macht somit die Unterscheidung von Artefakt, Bild und Kunstwerk fragwürdig, was sich auch in Claudia Maria Luenigs Verständnis des Produktionsprozesses zum Ausdruck kommt.

„Meine Skulpturen entstehen während ich häkle, entweder nach Zeichnungen oder aus meinem Kopf heraus. Ich nehme zu und ab, erweitere sie oder verdünne sie, mache sie schlanker, so wie ich es gerade empfinde und wie die Bewegung meines Häkelns sich entwickelt. Das heißt: Die Formen sind nicht vorgegeben, sondern entwickeln sich aus dem Häkeln selbst.“⁵ Ein wesentlicher Aspekt des Häkelns ist zudem, dass man den Faden verlieren oder wieder alles auftrennen, die geschaffene Form gänzlich zurücknehmen kann. „Das, was übrig bleibt, ist das dann eine Abmessung dessen, was es nicht mehr gibt, des Abwesenden? Wie kann man nun die Abwesenheit eines Körpers vermessen? Empirisch, also mit wissenschaftlichen Strategien geht das nicht. Geht es nur durch das Visuelle, geht es durch das Erreichen einer Dichte oder ist das dann doch wieder nur Leere? Diese Aspekte sind für mich sehr interessant.“⁶

Edith Almhofer, Gumpoldskirchen 2021

⁵ Claudia Maria Luenig in einem Videointerview vom 21. April 2021.

⁶ ebenda